



KATHERINE  
SCHOLES  
Roter Hibiskus



Weltbild

Roter Hibiskus

## Die Autorin

Katherine Scholes wurde auf einer Missionsstation in Tansania geboren und hat den größten Teil ihrer Kindheit dort verbracht, bevor sie nach England und dann nach Tasmanien zog. Sie hat mehrere Romane, darunter einige für Jugendliche, geschrieben und arbeitet auch im Filmbereich. Sie lebt zurzeit mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Tasmanien. »Die Regenkönigin«, »Die Traumtänzerin« und »Die Sturmfängerin« waren allesamt Bestseller.

Katherine Scholes

# Roter Hibiskus

Roman

Aus dem Englischen  
von Margarethe van Pée

**Weltbild**

Die australische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »A Hunter's Wife«  
bei Penguin, Australien.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Str., 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2009 by Katherine Scholes  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Übersetzung: Margarethe van Pée  
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Getty Images, München (© ArtMarie, © Volanthevist);  
FinePic®, München  
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95973-015-0

2019 2018 2017 2016  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für meine Schwester Clare*

*Zentral-Tansania, 1968*

Langsam stapfte Mara den Hügel hinauf. Das Gewicht des Jutebeutels, der über ihrer Schulter hing, zog sie nach vorn. Quer über ihrem Rücken trug sie ein Gewehr, und bei jedem Schritt drückte sich das harte Metall des Laufs in ihre Haut. Es wehte kein Lüftchen, und die Mittagssonne brannte gleißend vom klaren Himmel.

An einer Felsengruppe vorbei gelangte Mara zu einem großen Dornenbaum. Sie blieb stehen und schaute prüfend nach braungelben Gliedmaßen oder dunklen Gestalten im Geäst. Sie wusste zwar, dass wilde Tiere sich von Menschen fernhielten – das war eines der ersten Dinge gewesen, die John ihr über das Leben in Afrika beigebracht hatte. Aber trotzdem wurde sie das Gefühl nicht los, dass die beiden Perlhühner in ihrer Tasche sie als Fleischfresser kennzeichneten; ein Beutetier, das jagt und deshalb auch damit rechnen muss, selbst gejagt zu werden.

Es gab jedoch kein Anzeichen für Gefahr, deshalb trat sie in den Schatten der Baumkrone. Während sie verschnaufte, blickte sie auf die Savanne vor sich. Die Bäume, Büsche und Termitenhügel aus roter Erde bildeten ein seltsam ordentliches Muster auf der endlosen Ebene aus verbranntem gelbem Gras. Am liebsten wäre sie eine Zeitlang stehen geblieben und hätte sich an der Aussicht erfreut – aber sie war dieses Mal weiter von zu Hause weg als sonst, und wenn sie sich

nicht beeilte, würde sie zu spät zum Mittagessen zurück sein. Und die Szene, die sich dann zu Hause abspielen würde, konnte sie sich lebhaft vorstellen. Kefa, der Haus-Boy, würde nervös in der Küche auf und ab laufen und sich überlegen, ob er einen Suchtrupp losschicken sollte. Menelik, der Koch, würde seine Meinung dazu nicht äußern; der alte Mann würde kein Wort sagen, sondern lediglich missbilligend den Kopf schütteln. Damit würde er klar zum Ausdruck bringen, dass es ihn nicht überraschte, wenn die Frau des Bwana mal wieder Ärger machte.

Der Geruch stieg Mara in die Nase – eine beißende, grüne Schärfe, die über der Hitze und dem Staub lag. Und als sie auf der Kuppe des Hügels angelangt war, blieb sie abrupt stehen. Direkt vor ihr war ein großer Baum zur Seite gestürzt, die Wurzeln ragten in die Luft. Der Stamm eines anderen Baums daneben war in zwei Hälften zerbrochen. Und dahinter ging der Schaden immer weiter, Baum um Baum war aus dem Boden gerissen, Blätter und Zweige lagen herum. Nicht weit von ihr entfernt sah sie einen dunklen Haufen Dung.

Rasch blickte sie in alle Richtungen und kniff die Augen zusammen, um die großen, grauen Leiber der Elefanten zu entdecken, die durch das Land zogen. Überraschenderweise waren sie schwer zu erkennen; ihre unauffällige Farbe verschmolz mit dem Dunst. Aber schließlich war sie sich sicher – sie waren nicht mehr da.

Mara betrachtete die verwüstete Landschaft. Eigentlich war es kein ungewöhnlicher Anblick, sagte sie sich: Elefanten zerstörten oft ganze Bäume, nur um an ein paar Büschel Nahrung zu gelangen; sie waren unbeholfen und verschwenden

derisch. Und doch konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, dass diese Verwüstung hier absichtlich stattgefunden hatte. Wie eine Zurschaustellung von Macht. In der Luft hing immer noch der fast greifbare Geruch aus Kraft und Wut, der sich um sie zu legen schien und sie aufsaugte.

Sie zwang sich dazu weiterzugehen. Nach ein paar Schritten begann sie zu laufen und suchte sich ihren Weg zwischen Büschen und Felsen. Nach dem nächsten Hügel erreichte sie wieder die offene Savanne. Dort wurde sie langsamer, schritt aber trotzdem rasch aus. Bald schon kam sie am Wasserloch mit den Flusspferden und dem getrockneten Schlamm an den Rändern vorbei. Dann schließlich erreichte sie den Pfad, der zu einem kleinen Plateau hinaufführte. Vor sich konnte sie schon den kleinen Hain aus dunkelblättrigen Mangobäumen sehen, die die vertrauten roten Dächer der Lodge umgaben.

Mara eilte über den Parkplatz. Das einzige Fahrzeug, das dort stand, war der hinten offene, zerbeulte Landrover mit dem verblassten Lack. Um ihn herum waren die leeren Parkflächen ordentlich mit weißen Steinen abgetrennt. Mara nahm die Abkürzung zum Eingangstor und duckte sich unter dem Schild hindurch, auf dem *Willkommen in der Raynor Lodge* stand. Dahinter war ein Bogen aus verwitterten Elefantenstoßzähnen – große, gebogene Elfenbeinzähne, die in Betonsäulen eingelassen waren.

Eilig lief sie den Weg zur Lodge entlang. Aus Gewohnheit schaute sie sich dabei um und stellte sich vor, sie sei ein neu angekommener Gast. Die Fenster mit den diamantenförmigen Oberlichtern in der Steinfassade des Haupthauses blitz-

ten vor Sauberkeit, und die Wege waren frisch gefegt. Sie blickte zu den beiden Gästehütten, die man von hier aus sehen konnte – traditionelle afrikanische Rundhütten mit Lehmwänden und strohgedeckten Dächern, die einen exotischen Kontrast zum englischen Stil des Hauses bildeten. Kerolin-Laternen hingen in den Türöffnungen. Daneben standen Korbstühle, als ob jeden Moment Tee serviert werden würde. Alles war so, wie es sein sollte. Und doch wirkte der Ort verlassen. Die Vorhänge waren zugezogen, und nirgendwo lagen Bücher oder Schuhe oder standen Teetassen herum. Im Garten blühte es immer noch bunt – Ringelblumen, Geranien und Bougainvilleen in allen erdenklichen Farbtönen –, aber der Rasen, der normalerweise das ganze Jahr über grün blieb – er wurde mit dem Wasser aus den Duschhütten gewässert –, war so trocken und braun wie das Gras der Savanne.

Mara fiel ein Gegenstand auf, der am Wegrand lag. Es war die braune Lederhülle, in der ihr Mann seine Sonnenbrille aufbewahrte – offensichtlich hatte er sie fallen lassen, als er vor drei Tagen nach Daressalam aufgebrochen war. Sie bückte sich, um sie aufzuheben. Dabei glitt ihr das Gewehr seitlich über den Rücken. Unwillkürlich dachte sie an ihren Abschied. Wie steif sie dagestanden hatte, als John ihr einen Abschiedskuss gegeben hatte. Die kurze Berührung seiner Lippen auf ihrer Wange. Wieder sah sie den niedergeschlagenen Ausdruck in seinen Augen, als er in den Landrover gestiegen war – und sie wusste genau, dass es ihren eigenen Empfindungen entsprach. Schweigend hatte sie ihm nachgeblickt, als der Wagen über den holprigen Weg davonrumpelte.

Und in dem Augenblick, als John um die Ecke gebogen und nicht mehr zu sehen gewesen war, war ein anderes Gefühl in Mara erwacht. Es war schwerer zu benennen, und sie tastete ihre Erinnerung ab, als wollte sie feststellen, ob die Wunde noch schmerzte. Schließlich wurde ihr klar, was sie empfunden hatte. Es war ein Gefühl der Erleichterung gewesen. Erleichterung über die Aussicht, von ihm getrennt zu sein.

Sie schloss die Augen. Durch das Vogelgezwitscher in den Mangobäumen hörte sie Stimmen. Sie dachte, dass sie eigentlich die Perlhühner hineinbringen und Kefa sagen sollte, dass sie zurück war. Aber ihr Körper fühlte sich schwer an – müde und langsam.

Sie blickte auf, als es plötzlich in den Bäumen am Rand des Gartens raschelte. Ein Afrikaner kam auf den Rasen gelaufen. Mara erkannte Tomba, der immer ein Cowboyhemd zu seinem traditionellen Lendentuch trug.

Tomba kam auf sie zugerannt und blieb ein paar Schritte vor ihr stehen. Trotz seiner Eile grüßte er Mara höflich in einer Mischung aus Swahili und Englisch.

»Wie ist deine Arbeit?«, fragte er. »Was isst du? Wie ist deine Gesundheit?«

Mara erwiderte den Gruß mit den gleichen Formeln, wobei sie versuchte, ihre Ungeduld zu verbergen. Sie forschte in seinem Gesicht nach Anzeichen von Alarm, sah aber nur Erregung. Endlich war er fertig.

»*Namna gani?* Was ist los?«, fragte Mara. »Ist etwas passiert?«

»Besucher kommen!«, sagte Tomba. »Ich bin hier, um ihr Gepäck zu tragen.«

Mara blickte ihn stumm an. Dann schüttelte sie den Kopf. »Du irrst dich«, erwiderte sie. »Niemand kommt hierher.« »Ich spreche die Wahrheit«, beharrte Tomba. »Ich habe ihren Landrover gesehen.« Er wies in Richtung der Straße nach Kikuyu. »Ich bin zwischen den Bäumen hindurchgerannt, ein schneller Weg. Deshalb bin ich als Erster angekommen. Es sind Jagdgäste, das habe ich gesehen. Sie wollen auf Safari gehen.« Tomba brach ab und runzelte die Stirn. »Warum freust du dich nicht, Memsahib? Der Bwana mag Gäste. Alle mögen sie.«

»Wir erwarten niemanden«, sagte Mara fest. Tomba öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, blickte sie dann aber nur an. Mara konnte spüren, dass er versuchte, das korrekte Maß an Respekt ihr gegenüber abzuwägen. Sie war die Frau des Bwana und eine Europäerin. Andererseits war sie jünger als er und noch nicht Mutter.

Mara wich Tombas Blick aus und musterte das Brillenetui. Es tat ihr leid, dass er enttäuscht werden würde. John hatte schon seit Wochen – vielleicht sogar seit Monaten – keinen Kunden mehr gehabt. Mara wusste, dass sich die Leute des nahe gelegenen Dorfes über die Jahre auf die Einkünfte verlassen hatten, die sie aus der Großwildjagd in ihrem Stammesgebiet bekamen. Und einige junge Leute rechneten auch damit, gelegentlich in der Lodge arbeiten zu können.

»Sie werden bald hier sein«, erklärte Tomba.

»Wenn jemand zur Safari hierherkommt«, erwiderte Mara geduldig, »macht er eine Buchung, und Johns Agent in Dar spricht über Funk mit uns.«

»Ah!« Tomba warf ihr einen wissenden Blick zu. »Aber das

Funkgerät funktioniert nicht. Ich habe gesehen, wie Bwana Stimu versucht hat, es zu reparieren.«

»Wenn unser Funkgerät kaputt ist«, fuhr Mara fort, »schickt Johns Agent eine Nachricht an die Mission. Und sie schicken dann einen Botenjungen. Wenn du einen Landrover gesehen hast, haben sich die Leute bestimmt verfahren. Oder vielleicht haben sie auch von der Lodge gehört und glauben, sie ist wie ein Hotel.« Sie lächelte grimmig bei dem Gedanken, dass ein Reisender – vielleicht ein Geologe oder ein Regierungsbeamter – hier anhalten würde, um eine anständige Mahlzeit zu sich zu nehmen. Abgesehen von den zwei Perlhühnern in ihrer Tasche und dem, was im Gemüsegarten noch wuchs, gab es hier buchstäblich nichts zu essen. Vielleicht konnte sie gekochte Wildkräuter servieren – das Gericht, das die Afrikaner in der Stadt *sukuma wiki* nannten, »Ende der Woche« oder manchmal auch »Boden der Geldbörse« ...

Tomba verschränkte die Arme und ließ sich nicht beirren. »Ich warte hier, um ihnen die Koffer zu tragen.«

Mara blickte über seine Schulter in die Ferne. Unsicherheit erfasste sie. Wenn nun doch eine Buchung erfolgt war und die Nachricht aber verlorengegangen war? Was sollte sie dann tun? Sie hatte kein Geld, um Lebensmittel zu kaufen.

Und John war nicht hier.

Das ferne Brummen eines Motors durchdrang die Stille.

Ein Lächeln breitete sich auf Tombas Gesicht aus. »Da kommen sie.«

Mara drehte sich auf dem Absatz um und rannte zum Hof hinter der Lodge. Hastig zog sie die Fliegengittertür auf und trat in die Küche.

»Die Grüße des Tages für dich, Menelik«, stieß sie hervor.

Der Koch drehte sich vom Herd weg. Er bewegte sich langsam, aber nicht, weil er fast siebzig Jahre alt war. Absichtlich ignorierte er Maras offensichtliche Eile und warf einen betonten Blick auf die andere Tür, die in den vorderen Teil des Gebäudes führte. Durch diese Tür hätte Mara hereinkommen müssen. Für wen hielt sie sich, dass sie einfach so durch die Hintertür gestürmt kam, die Tür für die Küchenhilfe?

»Ich suche Kefa«, fuhr Mara fort. »Wir haben Gäste.« Sie warf die Jutetasche auf den Tisch, wobei sie es insgeheim bedauerte, dass jetzt keine Zeit mehr war, um mit ihren Perlhühnern zu prahlen. »Du musst ihn suchen. Sag ihm, er soll die Gäste hereinführen und *chai* servieren.«

Mara war sich ihres flehenden Tonfalls bewusst. Sie fand es immer schwierig, dem alten Mann Befehle zu erteilen. Wie viele Amhara aus dem äthiopischen Hochland strahlte er aristokratische Würde aus, was an seinen feinen Wangenknochen und der Art, wie er den Kopf hielt, lag. Und seine langen weißen Gewänder waren zwar einfach, aber elegant. »Wir haben keine Milch«, erklärte Menelik. »Die Massai-Frau ist zwar gekommen, aber wir hatten kein Geld, um sie zu bezahlen.«

Mara, die gerade dabei war, das Gewehr abzunehmen, hielt inne. »Haben wir Bier?«

Menelik zog die Augenbrauen hoch. »Nur noch zwei Flaschen. Die Letzten.«

Mara zuckte hilflos mit den Schultern. »Kefa soll sie herausbringen.«

Im Schlafzimmer schloss Mara das Gewehr und die Munition weg, dann öffnete sie den Schrank und nahm ihr Safarikleid vom Bügel. Während sie sich mit dem Reißverschluss abmühte, beugte sie sich vor, um aus dem Fenster zu schauen. Ein neuer, cremefarbener Landrover fuhr gerade auf den Parkplatz. Sie entspannte sich ein wenig, weil sie sich fast sicher sein konnte, dass das keine Kunden von John waren. Der Agent in Dar arbeitete immer mit dem gleichen Safari-Veranstalter zusammen, und die Fahrzeuge, die er zur Verfügung stellte, waren ziemlich heruntergekommen.

Auf der Seitenfläche des Landrovers stand etwas. *Manyala Hotel*. Überrascht riss Mara die Augen auf. Warum sollte jemand von dort zur Raynor Lodge kommen? Sie löste ihren langen, dunklen Zopf und bürstete sich die Haare rasch durch. Ärger stieg in ihr auf. Das Manyala Hotel war der Grund, warum John nach Daressalam gefahren war, in einem verzweifelten Versuch, Geld aufzutreiben.

Das große Hotel war vor zweieinhalb Jahren eröffnet worden, gerade als in Raynor Lodge die Arbeiten an den neuen Rundhütten abgeschlossen waren. Mara erinnerte sich lebhaft daran, wie John und sie dorthin gefahren waren, um sich die Anlage anzusehen. Eine geschwungene Auffahrt führte durch einen Garten in der Größe eines kleinen Parks zu einem gepflasterten Vorhof, der von einer blau-weiß gestreiften Markise überdacht wurde. Sie hatten mit dem Landrover direkt vor der zentralen Lobby angehalten. Mara sah immer noch Johns Gesichtsausdruck, als er den Kopf nach links und rechts drehte, um die schlanken Linien der modernen Fassade zu betrachten.

Kurz darauf hatten sie festgestellt, dass das Manyala Hotel

seinen Gästen nicht nur Tennisplätze, einen Swimmingpool und sogar eine Aussichtsplattform über einem beleuchteten Wasserloch zur Verfügung stellte – sie arrangierten auch Zeltsafaris mit französischen Köchen und drei Berufsjägern.

In der Lounge-Bar hatten John und Mara etwas zu trinken bestellt. Während der Barkeeper die Drinks vorbereitete, hatten sie sich in düsterem Schweigen umgeschaut. Das Hotel war nur fünf Stunden vom Flughafen in Arusha entfernt, während ihre Lodge noch einen guten halben Tag weiter weg lag und nur über sehr holprige Straßen zu erreichen war. Raynor Lodge befand sich zwar in einer wunderschönen Landschaft, mit verborgenen Tälern, tiefen Schluchten und zahlreichen Seen, aber die Gegend verfügte nicht über ein besonderes Merkmal, das der Agent hervorheben konnte. Und mit dem Ausblick, den die Gäste im Manyala genossen, wenn sie sich auf die Aussichtsplattform stellten, konnte sowieso nichts konkurrieren, denn von dort sah man am Horizont die schneebedeckten Flanken des Kilimandscharo.

Mara fuhr sich ein letztes Mal mit der Bürste durch die Haare. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie die Bilder der Vergangenheit wegstoßen, dann schob sie sich die Haare hinter die Ohren und blickte in den Spiegel an ihrer Frisierkommode. Kritisch musterte sie sich. Das einfache Kleid betonte ihre große, schlanke Gestalt. Und ihre dunklen Augen unter den schön geschwungenen Brauen kamen in ihrem gebräunten Gesicht gut zur Geltung. Aber ihr Gesicht glänzte immer noch vor Schweiß. Und auf der Wange hatte sie einen Schmutzleck. Rasch leckte sie an einem Finger und rieb das Blut, an dem ein Stückchen graue Feder klebte, weg. Mehr Zeit hatte sie nicht.

Kefa und die Besucher waren nicht im Wohnraum. Mara klopfte ein Kissen zurecht, als sie den Raum durchquerte, dann trat sie auf die Veranda hinaus.

Der Haus-Boy stand drüben an den Rondavels und sprach mit zwei Männern – einem Afrikaner und einem Europäer. Als sie näher kam, war sie wie immer fasziniert davon, wie wenig bei Kefa Titel und Erscheinung zusammenpassten. Ja, sicher, er war schlank, fast schlaksig wie ein junger Mann – aber in Wahrheit war er im mittleren Alter und Oberhaupt einer großen Familie. Sein Auftreten den Besuchern gegenüber war ruhig und selbstbewusst.

Mara nahm sich Zeit, die Neuankömmlinge zu mustern. Der Europäer wirkte wohlhabend und gut genährt wie die meisten Jagdkunden, aber anstelle eines Safari-Anzugs trug er ein weites, kurzärmeliges Hemd, das mit Palmen und bunten Blumen bedruckt war. Neben ihm wirkte der Afrikaner in seinem braunen Geschäftsanzug klein und overdressed. Der Europäer machte einen erregten Eindruck und schien Kefa gar nicht zuzuhören. Ständig fuhr er sich mit der Hand durch die Haare, die in Büscheln von seinem Kopf abstanden.

»Guten Tag«, grüßte Mara und trat zu der kleinen Gruppe. Unwillkürlich nahm sie dabei Johns englischen Akzent an. Die Begrüßungsformel kam ihr immer noch seltsam förmlich vor – in Australien würde man nur »hallo« sagen –, aber sie wusste, dass es die korrekte Begrüßung war, wenn man jemandem zum ersten Mal gegenüberstand.

Der Europäer blickte sie einige Sekunden lang an, ohne etwas zu erwidern, und Mara fragte sich schon, ob er wohl kein Englisch sprach.

Der Afrikaner wandte sich zu ihr und sagte höflich: »Mein Name ist Daudi Njoma. Darf ich Ihnen Mr. Carlton Miller vorstellen – aus Amerika.«

Ein kurzes Lächeln huschte über das Gesicht des Amerikaners. »Hi. Freut mich, Sie kennenzulernen, Ma'am.«

Mara erwiderte sein Lächeln. »Ich bin Mrs. Sutherland, die Frau des Jägers.«

Jetzt schien Carlton Mara zum ersten Mal richtig wahrzunehmen. Schweigend und aufmerksam musterte er sie.

Verlegen strich Mara über ihren Rock, um imaginäre Falten zu glätten.

»Leider ist mein Mann in Dar. Geschäftlich«, fügte sie hinzu. Als die beiden Männer nicht antworteten, fragte sie zögernd: »Hat der Buchungsagent Sie geschickt? Ich habe keine Nachricht erhalten, aber das Funkgerät ist kaputt. Allerdings nur zeitweilig. Das kommt selten vor.« Entschuldigend lächelte sie. Dann nickte sie in Richtung des Landrovers. »Ich sehe, Sie kommen aus dem Manyala ...« Fragend hob sie die Stimme.

»Das stimmt«, sagte Daudi. »Wir wollten ursprünglich dort wohnen. Aber die Arrangements dort sind nicht geeignet. Der Leiter des Jagdministeriums – Mr. Kabeya – hat uns hierher verwiesen.«

Daudis Englisch war sorgfältig und korrekt, aber Mara blickte ihn trotzdem verständnislos an. Was mochte wohl am Manyala Hotel ungeeignet sein? Sie kannte jedoch Kabeya. Er war ein alter Freund von John. Er kam von einem Stamm hier in der Gegend und war in seiner Jugend Gewehrträger von Mr. Raynor gewesen. Sie beschloss allerdings, diese Verbindung lieber nicht zu erwähnen, falls Kabeya es vorzog,

nicht daran erinnert zu werden, dass er einmal für einen weißen Jäger gearbeitet hatte.

»Danken Sie ihm von uns«, sagte sie höflich. »Und richten Sie ihm bitte unsere besten Grüße aus.«

Während sie mit Daudi sprach, spürte Mara die ganze Zeit über Carltons Blicke, die über ihr Gesicht und ihren Körper glitten. Schließlich fiel sein Blick auf ihre Hände. Mara versteckte sie hinter dem Rücken. Sie waren rauh vom Umgraben im Gemüsegarten und vom Wassertragen, die Nägel schmutzig und abgebrochen.

Sie versuchte den Amerikaner zu ignorieren, als sie mit der Vorstellung von Raynor Lodge begann. Die sechs kleineren Hütten erwähnte sie erst gar nicht – eigentlich waren es nur Blechschuppen, die John einer Minengesellschaft abgekauft hatte. Allerdings waren sie durch die Strohdächer innen überraschend kühl. Sie konzentrierte sich stattdessen auf die Rundhütten und erklärte, dass jede über ein eigenes Badezimmer und eine private Terrasse verfügte. Dann lenkte sie die Aufmerksamkeit der Gäste auf die Fenster mit den neuen Moskitonetzen.

Sie sah, dass Daudis Blicke von den Vorhängen an den Fenstern zu dem Kleid glitten, das sie trug. Alles war aus dem gleichen, blaugemusterten *kitenge*-Stoff genäht. Sie nickte ganz leicht und hoffte, er hatte begriffen, dass das kein Zufall war. Es war ihre Absicht gewesen, so eine Art Uniform zu schaffen. (Für den Abend hatte sie noch eine knöchellange Version des Kleides.) Dadurch unterschied sie sich von den Frauen, Töchtern oder Verlobten der Kunden, die sich oft mehrmals an einem Tag umzogen, und auch von den Jägerinnen, die ebenfalls ab und zu hierherkamen. Und

es machte den anderen Frauen klar, dass sie die Gastgeberin der Safari war und niemand sie als Konkurrentin zu fürchten brauchte – auch nicht, wenn es um die Aufmerksamkeit von Maras Mann, dem Jäger, ging.

»Ich finde, es sieht gut aus«, sagte Carlton. Er zeigte auf eine Stelle, an der ein großes, tiefes Loch gegraben worden war, und zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Das ist der Swimmingpool«, erklärte Mara. »Wie Sie sehen können, befindet er sich noch im Bau«, fuhr sie munter fort. Die beiden Männer sollten glauben, dass schon in wenigen Wochen kühles, blaues Wasser das Becken füllen würde. Sie konnte nur hoffen, dass sie die Pflanzen, die bereits wieder durch die Risse im Lehm wuchsen, nicht bemerkten.

Rasch wandte sie sich dem Thema Essen zu – das interessierte die Gäste immer.

»Unser Koch bereitet die Mahlzeiten hier in der Lodge und während der Safaris zu. Er ist auf traditionelle englische Gerichte spezialisiert.« Mara lächelte Carlton an. Er sah aus wie jemand, der gerne aß. Ihr Blick glitt über seine massige Gestalt. Die oberen drei Knöpfe an seinem ungebügelten Freizeithemd waren geöffnet, und man sah sein dunkles Brusthaar. Hoffentlich zog Carlton sich um, bevor Menelik ihn zu Gesicht bekam. Der Afrikaner hatte seine korrekten europäischen Manieren bei seiner vorherigen Arbeitgeberin, einer englischen Baronin, gelernt und würde sicher nicht sehr beeindruckt sein.

»Ich werde Kontakt zu meinem Mann aufnehmen und dafür sorgen, dass er so bald wie möglich zurückkehrt. Vielleicht ist er ja auch schon auf dem Weg. Wenn nicht, ist er in spätestens zwei Tagen wieder hier.«

Mara versuchte, ruhig und selbstsicher zu klingen, aber ihre Gedanken überschlugen sich. Die Speisekammer war absolut leer. Sie hatten kaum noch Kerosin oder Diesel. Selbst Kerzen waren nur noch wenige da. Und es hatte keinen Sinn, nach Kikuyu zu fahren und dort in den Läden um Kredit zu bitten. Johns Konten waren schon lange überzogen.

»Lassen Sie uns ins alte Haus gehen«, sagte Carlton plötzlich. »Das ist das Wichtigste.«

Ohne darauf zu warten, dass Mara voranging, marschierte er zur Veranda.

Carlton stand mitten im Hauptraum und betrachtete alles eingehend. Mara versuchte, das Zimmer mit seinen Augen zu sehen – die Kissen aus den gewebten Tüchern der Einheimischen, die Möbel aus dem dunklen Holz des Landes, die verblichenen Orientteppiche, die neben Zebra- und Leopardenfellen auf dem Boden lagen, die Bilderleiste, um die sich eine Hoya-Pflanze rankte. An den Wänden hingen die Köpfe von einem Büffel, einem Nashorn und einer Gazelle, alle waren auf lackierte Holzplatten montiert, manche bereits mottenzerfressen. In der Mitte hing ein einzelner Elefantenstoßzahn – das letzte Überbleibsel der Elfenbeinsammlung der Lodge. John hatte es nicht über sich gebracht, ihn zu verkaufen. Auf Augenhöhe, damit man sie gut studieren konnte, befanden sich zwei Landkarten an der Wand. Die erste war ein Überblick über die Gegend, zu der Johns Jagdgebiet gehörte. Die zweite war eine Karte von Ostafrika, mit einer großen, rosa markierten Fläche. Darüber stand in großen Druckbuchstaben SAFARILAND.

Dieser Raum sah fast noch genauso aus wie zu der Zeit, als der ursprüngliche Eigentümer, Bill Raynor, hier gelebt hatte. John hatte darauf bestanden – und all seine Energie und sein Geld waren ja sowieso in den Bau neuer Gästeunterkünfte geflossen. Mara fand die schlichte, traditionelle Atmosphäre angenehm, aber sie war sich bewusst, dass das Zimmer in den Augen des Amerikaners altmodisch und schäbig wirken musste.

Sie versuchte, Carltons Gesichtsausdruck zu deuten, als er an die rückwärtige Wand trat, die voller gerahmter Safari-fotos hing. Sie folgte ihm, bereit, Fragen zu beantworten. Aber er betrachtete die Bilder schweigend. Verlegen stand sie neben ihm und tat so, als interessierte sie sich ebenfalls für die Bilder. Sie ging langsam daran vorbei wie ein Besucher in einer Galerie.

Die Fotos waren in etwa alle gleich: Kunden, die mit ihren Waffen und den Tieren, die sie erlegt hatten, posierten. Oft stand auch der professionelle Jäger dabei. Ab und zu sah man Raynors attraktives, wettergegerbtes Gesicht. Auch John tauchte gelegentlich auf, so wie er jetzt aussah, mit Anfang dreißig, und als Teenager, so jung, dass er damals bestimmt noch zur Schule gegangen war.

An einem Ehrenplatz hing eine alte Schwarzweißfotografie, die 1928 bei der berühmten Safari des Prince of Wales gemacht worden war. Auf dem Foto stand Raynor neben einem anderen Jäger, Denys Finch Hatton. Die dritte Person auf dem Bild war ein rundlicher Mann in mittleren Jahren, den die Afrikaner ein wenig unpassend als *Toto wa Kingi* bezeichneten – das Kind des Königs. Mara warf Carlton einen Blick zu, um zu sehen, ob er einen Kommentar von

ihr erwartete – das war für gewöhnlich so. Aber er betrachtete ein ganz anderes Foto.

»Wer ist das?«, fragte er und zeigte auf das Bild einer Frau, die mit einem toten Löwen posierte. Mit beiden Händen hielt sie das Löwenmaul auf und hob den Kopf in die Kamera. Ihr zurückhaltender Gesichtsausdruck – ein schönes, zartes Gesicht – wollte so gar nicht zur übrigen Szene passen.

»Das ist Alice«, erwiderte Mara. »Sie war die Frau des Mannes, der diese Lodge gebaut hat, Bill Raynor.« Sie begann Carlton die Geschichte zu erzählen, wie Alice und Bill Partner geworden waren in einer Zeit, in der Frauen bei Safaris nicht erwünscht waren, dass Alice aber die Jagdcamps so effektiv wie jeder Mann gemanagt hatte und dass sie, tragisch jung noch, gestorben war ...

Carlton hörte ihr jedoch gar nicht zu. Anscheinend hatte er das Interesse an den Fotos verloren. Rasch schaute er sich Esstische und Bar an. Dann trat er an Alices Sideboard, begann Schubladen und Türen zu öffnen, um hineinzusehen. Mara unterdrückte den Impuls, ihm zu sagen, dass er hier nicht zu Hause wäre. Sie dachte an den Rat, den John ihr gegeben hatte, als sie vor drei Jahren hier angekommen war. *Behandle sie wie Kinder. Lass sie tun, was sie wollen.* (Damit meinte er natürlich nur, während sie hier in der Lodge waren. Draußen bei der Safari war es etwas völlig anderes.)

Gläser klirrten, als Kefa ein Tablett mit Getränken hereinbrachte. Mara forderte die Gäste auf, sich zu setzen, aber Carlton schien sie nicht gehört zu haben. Er hörte auf, den Schrank zu durchsuchen, und stellte sich an die Tür, um auf die Veranda hinauszublicken. Vielleicht wollte er ja gehen.

Daudi hingegen ließ sich auf dem Sofa nieder. Mara setzte sich ihm gegenüber auf einen Korbsessel, die Beine leicht schräg gestellt und an den Knöcheln überkreuzt, so wie es korrekt war. Als Kefa ihm ein Glas Bier reichte, sah Mara, dass es nicht beschlagen war. Sie warf Kefa, der sich bereits zum Gehen gewandt hatte, einen Blick zu. Warum hatte er das Bier nicht im Kühlschrank aufbewahrt? Es war eine der goldenen Regeln der Lodge, dass immer kalte Getränke vorrätig sein sollten. Aber dann fiel ihr ein, dass John ihm vor seiner Abreise nach Dar befohlen hatte, den Kühlschrank abzuschalten, um Kerosin zu sparen.

Daudi schien es nichts auszumachen. Er trank genüsslich sein Bier, während Mara an ihrem lauwarmen Wasser nur nippte.

Carlton sagte immer noch nichts, und Daudi schien das Schweigen Unbehagen zu bereiten. Er stellte sein Glas auf einen Beistelltisch und räusperte sich.

Ohne Vorwarnung drehte Carlton sich plötzlich zu Mara um und breitete in einer Geste des Entzückens die Arme aus.

»Es ist perfekt! Echt und unverfälscht ...« Er rieb sich die Hände. »Wir wollen die gesamte Anlage für uns. Für zwei Wochen – vielleicht auch ein bisschen länger. Machen Sie sich keine Sorgen, wir entschädigen Sie für die anderen Buchungen, die Sie absagen müssen.«

Carlton blickte sich erneut im Zimmer um, dann wies er aufgeregt nach draußen. Mara blickte zu der Stelle, wo das Grundstück steil zu den Ebenen abfiel, nur ein paar Meter vom Rand der Terrasse entfernt. Dort unten glitzerte das Wasserloch in der Sonne. Eine Giraffenfamilie graste fried-

lich dahinter, und nicht weit davon entfernt sah man eine Herde Zebras.

»Da sind die Tiere«, fügte Carlton hinzu. Er wandte sich an Daudi, und sein Gesicht leuchtete vor Erregung. »Wir können alles direkt von hier aus schießen!«

Mara zuckte erschreckt zusammen. »Es tut mir leid«, sagte sie mit fester Stimme. »Es ist nicht gestattet, in der Nähe der Lodge zu jagen.« Sie wies zum Horizont, wo eine steile, rötliche Böschung aufragte. »Das erste Camp ist hinter diesen Hügeln. Mein Mann fährt mit Ihnen dorthin, sobald er zurück ist. Er kann für Sie alles aufspüren, was Sie haben möchten. Die Big Five natürlich, aber auch Krokodile, Impalas ...«

»Oh, wir sind nicht hier, um zu jagen«, sagte Carlton.

Mara blickte ihn verwirrt an. »Was ...«

»Wir drehen einen Film.«

Mara warf Daudi einen Blick zu, unsicher, ob Carlton Witze machte oder verrückt war. Aber dann lachte sie und schüttelte den Kopf. John hatte ihr Geschichten erzählt – die er von Raynor gehört hatte –, wie die Hollywood-Studios in Afrika drehten: Sie bauten 300-Zelt-Safaris auf mit ganzen Konvois von Lastwagen, mobilen Lazaretten und Kinosen. Vor zehn Jahren hatte Raynor einen Satz fast neuer Safarizelte von dem Ausstatter gekauft, der für *Mogambo* gearbeitet hatte. In diesem Abenteuerfilm hatte nicht nur Clark Gable mitgespielt, sondern auch Ava Gardner und Grace Kelly. John wurde nie müde, seinen Kunden zu erzählen, dass weltberühmte Stars in ihren Zelten geschlafen hatten.

»Nein, so ist es nicht«, erklärte Carlton, als könnte er ihre

Gedanken lesen. »Der Hauptteil ist bereits so gut wie abgedreht – wir brauchen nur noch zwei Tage in Sansibar.

Dann fliegt der größte Teil der Crew nach Hause. Für den zweiten Teil – der hier spielt – brauchen wir nur etwa ein Dutzend Leute, eine Basis-Crew und die beiden Hauptdarsteller.« Er sprach schnell und unterstrich seine Worte mit Gesten. »Wir hatten uns im Manyala eingemietet, und die nächste Location lag ganz in der Nähe. Eine Farm, die als Jagdlodge eingerichtet werden sollte, die Art von Lodge, in der Hemingway sich vielleicht in den dreißiger Jahren hätte aufhalten können.« Er blickte sich erneut um, als könnte er nicht glauben, was er sah. »Genauso wie hier! Die Farm sah auf den Fotos, die man mir zeigte, ganz anständig aus, aber als ich dann dort war – es war alles falsch. Wir hätten viel zu viel investieren müssen. Und wir hatten ja auch keine Zeit. Von den Kosten ganz zu schweigen ...« Carlton schüttelte den Kopf und verzog nervös das Gesicht. »Wir hatten so viele Probleme, eines nach dem anderen. Sie können sich nicht vorstellen ...«

»Aber sehen Sie«, unterbrach Daudi ihn beruhigend, »jetzt ist alles in Ordnung. Wir haben diese Lodge gefunden.«

Carlton gewann die Fassung wieder. »Ja, das stimmt. Wir werden das Drehbuch ein wenig umändern müssen, aber im Grunde ist das hier der perfekte Drehort. Könnte nicht besser sein.«

Mara nickte vorsichtig. »Wie viele Zimmer brauchen Sie?« »Wir kommen schon mit dem zurecht, was Sie haben. Kein Problem. Vielleicht stellen wir noch ein paar Zelte auf. Wenn wir in der Lodge filmen, brauchen wir natürlich ein Esszelt. Aber das kann alles geregelt werden.« Seufzend

schloss er einen Moment lang die Augen. »Gott sei Dank. Sie haben mir das Leben gerettet! Wirklich!«

Mara musterte ihn neugierig. Er tat so, als sei es wirklich eine Sache auf Leben und Tod gewesen.

»Wir brauchen aber natürlich trotzdem Ihren Ehemann hier«, fuhr Carlton in geschäftsmäßigem Ton fort. »Wir wollen auch ein paar große Landschaftsaufnahmen machen – und dass wir nicht jagen, heißt noch lange nicht, dass wir nicht gejagt werden!«

Er schmunzelte über seinen eigenen Witz. Daudi verzog höflich die Lippen.

»Aber eines ist ganz wichtig«, fuhr Carlton fort.

Er trat näher an Mara heran. Auf einmal war jeglicher Humor aus seiner Stimme verschwunden, und seine Miene wurde ernst. »Um eines muss ich Sie bitten – können Sie uns völlige Ungestörtheit garantieren?«

»Ich glaube, das ist überhaupt kein Problem«, erwiderte Mara. »Noch nicht einmal unser Funkgerät funktioniert.« »Großartig. Reparieren Sie es auch nicht. Wir stehen am Ende von langen Dreharbeiten. Alle haben viel durchgemacht. Die Hitze in Sansibar. Menschenmengen. Szenen in der Eisenbahn. Viele Schwierigkeiten ... Wir müssen jetzt einige wichtige Szenen drehen – Szenen, die entscheidend für den Film sind. Ein Grund, warum wir uns für das Manyala entschieden haben, war die Lage am Ende der Straße. Es fährt niemand vorbei.« Er brach ab und blickte sie verlegen an. »Nun ja, abgesehen natürlich von den Leuten, die extra dort hinausfahren. Auf jeden Fall möchten wir nicht von der Außenwelt behelligt werden. Unsere beiden Stars sind sehr bekannt. Lillian Lane und Peter Heath.«

Mara hielt überrascht den Atem an. Von Peter Heath hatte sie noch nie gehört – aber Lillian Lane war ein bekannter Name, sogar in Australien. Die Leute liefen in Scharen in ihre Filme, und in *Women's Weekly* wurde häufig über ihren glamourösen Lebensstil berichtet.

Mara versuchte, sich Lillian Lane vorzustellen – so elegant und schön –, wie sie hier in Raynor Lodge auf einem der alten Korbstühle saß, wie sie Tee trank aus einer angeschlagenen Tasse, auf der *Tanganjika Railways* stand. Plötzlich fand sie das Ganze lächerlich. Das war doch kein Ort für Filmstars! Ganz gewöhnliche kalifornische Hausfrauen bekamen Wutanfälle hier. Die Duschen waren entweder zu heiß oder zu kalt, das Wasser machte die Haare klebrig. Da war ein Stein im Reis – sie hätten sich einen Zahn ausbeißen können ...

»Hören Sie, Mr. ... Carlton. Ich fühle mich geschmeichelt, dass sie hier drehen wollen. Aber wir sind nicht auf eine Filmgesellschaft eingerichtet. Raynor Lodge hatte immer nur einfache Zimmer. Wir versuchen auch gar nicht die Tatsache zu verbergen, dass wir hier in Afrika sind.«

»Alle werden es lieben.« Carlton wischte alle ihre Einwände mit einer Handbewegung vom Tisch. »Und außerdem ist es sowieso nur für zwei Wochen. Bis jetzt haben sie in den besten Luxushotels gewohnt. Sie können es schon vertragen, wenn es ein bisschen weniger komfortabel ist.« Er wurde wieder ernst. »Sie müssen wissen, dass jeder, der an diesem zweiten Teil mitarbeitet, hundertprozentig hinter dem Projekt steht. Lillian Lane und Peter Heath sind sogar bereit, sich selbst um Maske und Garderobe zu kümmern! Sie sehen, die beiden glauben an Leonards Vision.« Seine

Stimme klang auf einmal fast andächtig. »Er ist der Regisseur. Mein Bruder. Sie sehen also – wir sitzen alle in einem Boot.«

Mara runzelte zweifelnd die Stirn. »Ich bin trotzdem nicht sicher, ob es funktionieren wird ...«

Daudi stellte sein Glas so abrupt ab, dass sich ihm alle Köpfe zuwandten. Er sagte zu Mara: »Lassen Sie mich etwas erklären. Ich bin vom Informationsministerium. Der Minister unterstützt dieses Projekt höchstpersönlich. Unsere Regierung möchte, dass jeder weiß, wie gut man in Tansania arbeiten kann. Wir wollen nichts von Verzögerungen und Problemen hören. Jeder wird erleichtert sein, dass die Schwierigkeiten unserer Freunde gelöst wurden. Selbst der Präsident wird erfreut sein, wenn dieser Film erfolgreich zu Ende gebracht wird.« Er beugte sich zu Mara vor und warf ihr einen vielsagenden Blick zu. »Kabeya wird sicher davon erfahren, wie bereitwillig Sie uns geholfen haben.«

Mara verstand genau, was er ihr sagte. Nach der Unabhängigkeit hatte Präsident Nyrere erklärt, weiße Tansanier – wie John – unterstützen zu wollen, wenn sie sich bereit erklärten, im Land zu bleiben. Kabeya hatte John persönlich den Weg geebnet, damit er eine der ersten Jagdkonzessionen unter dem neuen Regime bekam. Jetzt war es an der Zeit, dass John seine Pflicht tat.

Mara nickte langsam. Bevor sie etwas sagen konnte, trat Carlton auf sie zu und ergriff ihre Hand. »Dann ist es also abgemacht. Sie werden es nicht bereuen, ich verspreche es Ihnen. Wir kommen in drei Tagen und beginnen am Tag danach mit den Dreharbeiten. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Er begann, mit Daudi über Reisevorbereitungen zu sprechen. Mara tat so, als ob sie ihnen zuhörte, aber ihre Gedanken überschlugen sich. Erregung stieg in ihr auf, als sie sich vorstellte, wie sie in der Küche stand und den Bediensteten die Löhne auszahlte, die sie ihnen schuldig war. Und wie sie ihnen sagte, sie sollten ihre Söhne und Töchter mitbringen, weil auch sie hier Arbeit finden würden. Und dann würde sie Johns Gewehrträger holen, der seit zwei Monaten ohne Arbeit war. Sie würde nach Kikuyu fahren und alle Schulden in den Läden bezahlen – und danach würde sie richtig einkaufen. In ihrem Kopf wirbelte alles durcheinander. Es gab so viele praktische Dinge, um die sie sich kümmern musste – und zwar noch bevor John zurückkehren würde.

Carlton trat zur Tür. Die Bewegung weckte Maras Aufmerksamkeit, und sie sprang auf.

»Warten Sie«, sagte sie. Dann zögerte sie, weil sie nicht genau wusste, wie sie ihren Satz formulieren sollte. Über finanzielle Angelegenheiten hatte sie bisher nie mit Kunden gesprochen. John tat das auch nicht. Die Rechnungen liefen immer über den Agenten in Dar. Es gab natürlich Trinkgeld für den Jäger – was von der Qualität oder Quantität der Jagdtrophäen abhing –, aber es wurde ihm verstohlen zugesteckt, eine Geste unter Gentlemen. Mara wappnete sich und versuchte so zu tun, als sei sie die Frau eines reichen Kunden. Sie schienen immer zu wissen, wie man um das bat, was man haben wollte. Entschlossen hob sie das Kinn und riss die Augen auf. Sie hatte schon oft erlebt, wie wirkungsvoll das war – damit sandte man gleichzeitig zwei Botschaften aus: Hilflosigkeit und Macht.

»Ich brauche eine Anzahlung für die Buchung«, hörte sie sich sagen. Ihr Ton war kühn und kühl. »Außerdem müssen Sie Verpflegung und Alkohol sowie die Zimmer anzahlen.« Sie überlegte rasch. »Später werden natürlich noch weitere Kosten entstehen.«

»Sicher, sicher, natürlich«, sagte Carlton. »Miete für die Räumlichkeiten. Prozente für das Dorf. Das Übliche eben. Das können wir ausarbeiten, wenn ich wiederkomme. Aber für den Augenblick ...« Er zog ein dickes Bündel tansanischer Schillinge aus der Tasche und begann die Banknoten abzuzählen.

Mara bemühte sich, ihr Entzücken nicht zu offen zu zeigen, als der Geldscheinstapel wuchs.

»Reicht das?«, fragte Carlton. Er legte die Hand auf die Scheine. Dann blickte er Mara an und schien sie wieder zu studieren – ihr Gesicht, ihre Hände, ihren Körper –, als ob sie Teil der Abmachung wäre.

Unbehaglich erwiderte sie seinen Blick, die Hand auf halber Höhe ausgestreckt.

Carlton nickte lächelnd und ließ das Geld los. »Alles ist perfekt.«

Daudi trat als Erster auf die Veranda. Als sie zu den Stufen gingen, vorbei an den Töpfen mit Aloe vera, blieb Carlton bei einem riesigen weißen Schädel stehen, der ihm bis zu den Knien reichte und sauberlich in zwei Hälften gesägt war.

»Was ist das?«, fragte er und hockte sich hin.

»Ein Elefantenkopf«, sagte Mara. »Sie können noch sehen, wo die Stoßzähne dringesteckt haben.« Sie zeigte auf die leeren Höhlen.

»Und warum ist er auseinandergeschnitten?«, fragte Carlton und fuhr mit der Hand über den verwitterten Knochen.

»Mein Mann benutzt ihn, um seinen Kunden zu zeigen, wo das Gehirn des Elefanten sitzt«, erwiderte Mara. »Damit sie wissen, wohin sie zielen sollen. Ein Kopfschuss ist nämlich die beste Methode, einen Elefanten zur Strecke zu bringen. Aber es ist wichtig, dass der Schuss sitzt.« Sie beugte sich vor und zeigte auf den inneren Teil des Schädels. »Sehen Sie dieses wurstförmige Loch in der Mitte? Dort befindet sich das Gehirn. Es hat ungefähr die gleiche Größe wie ein Laib Brot.« Sie lächelte Carlton an – das Lächeln der Gastgeberin. Normalerweise war es nicht ihre Aufgabe, diese Dinge zu erklären. »Und hier dieser wabenartige Bereich über dem Gehirn – dorthin müssen Sie zielen. Genau dort hinein.« Während sie sprach, sah sie die umgestürzten Bäume in der Ebene vor sich und spürte erneut die Wut, die in der Luft hing. Sie konnte förmlich hören, wie sie sich in ihre Stimme schlich. »Wenn es geht, ist natürlich ein Frontalschuss vorzuziehen. Sie zählen die siebte Falte auf der Nase ab und richten ihr Gewehr zwischen die beiden Stoßzähne. Wenn der Elefant gestürzt ist, sollten Sie immer zuerst den Rüssel abschneiden, um sicherzugehen, dass der Elefant nicht überlebt und nach ihnen suchen kann. Ich bin allerdings nicht sicher, ob das die Afrikaner erfunden haben ... oder einer von uns ...«

Sie trat einen Schritt zurück und faltete die Hände. Mehr fiel ihr nicht mehr ein. Sie sah, wie Daudi und Carlton Blicke wechselten.

»Ihr Mann hat Ihnen viel beigebracht«, sagte Carlton und richtete sich auf. Er betrachtete Mara mit neu erwachter Neugier.

»John Sutherland ist ein sehr berühmter Jäger«, erklärte Daudi. »Kabeya hat mir erzählt, dass er zweimal die Shaw and Hunter Trophy gewonnen hat. Er war der jüngste Mann, dem sie jemals verliehen wurde.«

»Und wofür bekommt man diesen Preis?«, fragte Carlton. »Er wird von der East African Professional Hunting Association dem Jäger verliehen, der für seinen Kunden eine herausragende Trophäe gefunden hat«, sagte Daudi. »Ich glaube, er ist überhaupt erst siebzehnmal verliehen worden. Und natürlich noch nie an einen Afrikaner.« Er kniff einen Moment lang die Augen zusammen, aber dann wurde sein Gesicht wieder zu einer undurchdringlichen Maske. »Ich habe andere Europäer sagen hören, es sei der Oscar der Jagd-welt.«

Carlton zog die Augenbrauen hoch. »Dann sind wir ja in guten Händen.«

»Ja.« Mara nickte. Sie führte die beiden Männer von der Veranda herunter und an den Rondavels vorbei. Ein Schatten glitt über Carltons Gesicht.

»Es wäre gut, wenn Sie Lillians Unterkunft ein wenig nett herrichten könnten«, sagte er. »Stellen Sie ihr eine Vase mit Blumen hin oder so etwas. Allerdings keine gelben Blumen, die mag sie nicht. Oh – und noch etwas: Sie muss unbedingt passende Handtücher haben. Sie wissen schon – Badetücher und Handtücher. Da ist sie eigen.« Er wies auf die erste Rundhütte. »Geben Sie ihr diese und Peter Heath die andere. Sind sie innen genau gleich?«

Mara nickte. »In etwa.«

»Gut – das ist gut. Leonard und mich können Sie zusammen in eine dieser Hütten stecken. Wir hatten die ersten

zehn Jahre unseres Lebens auch ein gemeinsames Zimmer – es kann uns nicht schaden, wenn wir jetzt wieder zusammen schlafen.«

Carlton öffnete die Fahrertür des Landrovers und wies Daudi an, sich auf den Beifahrersitz zu setzen. Dann hielt er inne, einen Fuß in der Luft, als sei ihm gerade etwas eingefallen.

»Ach so – und wo ist die Landebahn?«

Mara blickte ihn schweigend an. Dann senkte sie den Blick und tat so, als ob sie den Türgriff betrachtete. Die nächste Landebahn gab es bei der Mission, und von da war es mindestens eine Stunde Fahrt. Außerdem war die Strecke nicht gerade einfach.

»Lillian und Peter kommen natürlich mit dem Flugzeug«, fuhr Carlton fort. »Man kann nicht von ihnen erwarten, dass sie sich auf diesen Straßen fortbewegen.«

Mara kaute nervös auf ihrer Unterlippe. Die Chance, Geld zu verdienen, verschwand auf einmal so rasch, wie sie aufgetaucht war. Plötzlich fiel ihr ein, dass ein besonders reicher Kunde einmal mit dem Flugzeug angereist war – er war in der Savanne gelandet. Sie wies auf die Ebene. Zwischen den Bäumen hindurch sah man in der Ferne die goldene Grasfläche.

»Flugzeuge landen für gewöhnlich dort drüben«, sagte sie. »Ich lasse die Landebahn überprüfen und den Windsack aufstellen.«

Verstohlen warf sie Daudi einen Blick zu. Er wusste sicher, dass sie das alles nur erfunden hatte.

Er nickte ihr leicht zu und wandte sich an Carlton. »Sie müssen den Piloten anweisen, vor der Landung eine Runde

zu drehen, damit die Leute hier wissen, dass sie die Tiere wegjagen müssen.«

»Ja, klar. Erinnern Sie mich noch einmal daran, wenn wir zurück sind«, sagte Carlton. Er hievte sich auf den Fahrersitz. Kurz darauf sprang der Motor an, und der Wagen fuhr in einer Wolke von rotem Staub davon.